

# Deutsches Christentum

Unabhängige kritische Monatschrift

Herausgeber: Prof. Adolf Bartels, Weimar

18. Jahrgang

Nr. 2

Februar 1926

## Dietrich Schäfers „Mein Leben“.

Selbstbiographien sind mir immer der liebste Lesestoff gewesen, und ich freue mich jedesmal, wenn eine neue wertvolle hervortritt. Eine solche ist Dietrich Schäfers, des bekannten Historikers, „Mein Leben“ unbedingt, und sie hat außer dem geschichtlichen auch noch bedeutenden Zeitwert, kann auf das heutige jüngere Geschlecht, das lernen will, sehr günstig einwirken. Am 16. Mai 1845 zu Bremen geboren, hat Schäfer also im vorigen Jahre seinen 80. Geburtstag gefeiert, aber seinem Werke (das allerdings wohl zum größeren Teile früher geschrieben ist) merkt man davon nichts an, es hat bei vollkommen männlicher Reife auch eine verhältnismäßig große Frische und lieft sich sehr gut. Ich hoffe, daß es vielen guten Deutschen ein Hausbuch werden wird.

Der reiche Stoff ist in acht Abteilungen gegliedert: 1. Herkunft, 2. Kindheit 1845—1860, 3. Seminar und Lehrer-Tätigkeit 1860—1868, 4. Universitätsstudium und Kriegszeit 1868—1872, 5. Erneute Lehrertätigkeit, Ausgabe der Hansarezepte 1872—1877, 6. Universitätslehrer (a. Jena 1877—1885, b. Breslau 1885—1888, c. Tübingen 1888—1896, d. Heidelberg 1896—1903, e. Berlin 1903 bis 1915), 7. Kriegszeit 1914—1918, 8. Nach dem Kriege 1918 bis 1925. Man könnte diese acht Abteilungen vielleicht auch zu den dreien: Entwicklung, Gelehrtentätigkeit, politische Betätigung zusammenfassen. Menschlich am interessantesten ist natürlich, wie in fast allen Biographien, der erste Teil. Dietrich Schäfer ist ein echter Niedersachse: sein Vater stammte aus dem oldenburgischen Städtchen Wildeshausen an der Hunte; seine Mutter, eine geb. Welschhausen, aus dem benachbarten Kolnrade in der hannoverschen Grafschaft Diepholz. Die Eltern heirateten in Bremen, wo der Vater „Mascopsträger und Kornstecher“ (Speicherarbeiter würden wir etwa sagen) war und dann längere Zeit eine Kellerwirtschaft innehatte. Auch Niedersachse und früh nach Hamburg gekommen, kenne ich die Verhältnisse, in denen Schäfer aufwuchs, auch einigermaßen und habe in seiner Schilderung sehr viele charakteristische Züge allgemein-niederdeutschen Lebens gefunden. Die Arbeiter waren damals noch nicht so sozialdemokratisch verkehrt wie heute: „Ich habe die Gespräche der Arbeiter oft angehört“, berichtet Schäfer, „es wurde wohl einmal von den „Bornehmen“, den „Diaköpfen“ geredet; Klassenhaß war aber nicht zu erkennen. Dazu war doch zu viel persönliche Führung vorhanden.“ Später heißt es: „Sicher waren die Verhältnisse der kleinen Leute in Bremen günstiger als im allgemeinen in Fabrikorten und Großstädten; aber auch diesen gegenüber kann nur gewarnt werden vor einer Ueberschätzung der bei kleinen Leuten herrschenden Notlage und vor einer Unterschätzung ihres sittlichen Empfindens und Gerechtigkeitsgefühls. Sie wissen Verdienst und Schuld am eigenen Schicksal sehr genau zu unterscheiden und urteilen nach dieser Einsicht. Die Gleichmacherei, wie sie leider unserer modernen Gesetzgebung und Verwaltungspraxis [und der jüdisch-sozialdemokratischen Politik, möchte ich hinzufügen] anhaftet, wirkt auf die Verhältnisse einfach verwüstend. Es handelt sich bei den kleineren Leuten nicht um eine unterschiedlose, gleichartige Masse; sie haben selbst ein feines Gefühl für die Schicksal-

tungen, und man sollte alles tun, dieses Gefühl nicht abzustumpfen, sondern zu stärken, vor allem das Bewußtsein der Verantwortlichkeit am eigenen Geschick nicht zu schwächen, sondern tunlichst zu stärken.“ — Leider starb Schäfers Vater sehr früh, und da die Mutter nun alle Tage Arbeit in fremden Häusern tun mußte, so hat er eine verhältnismäßig schwere Kindheit gehabt. Er sagt aber selber, daß er das nicht empfunden habe: „Ich erinnere mich nicht, daß ich jemals betrübt gewesen wäre über mein Los. Ich war immer vergnügt und lebensfreudig, und noch heute erscheinen mir meine Kindheitstage als glücklich, abgesehen von der Trauer um den kranken Vater.“ In der Tat hat er auch die üblichen Jugendspiele nicht entbehrt, und dann trat die große Begabung Schäfers früh hervor, und die verschaffte ihm selbst bei den Kindern vornehmer Leute Respekt. Er fand dann ohne weiteres die freie Bahn für den Tüchtigen, die noch alle wahrhaft begabten Söhne des Volkes gefunden haben, und die ihnen der moderne Parteienstaat mit seiner Sorge für die parteipolitisch Abgestempelten auch schwerlich verschließen wird. Nach seiner Konfirmation ist Schäfer auf das Bremer Lehrerseminar gekommen und hat es noch im 18. Lebensjahre absolviert. Bei der Schilderung seines Bildungsganges spricht sich Schäfer auch über die heutige Seminarfrage aus: „Die Gegenwart beschäftigt sich mehr, denn je mit dem Stand der Volksschullehrer, ihrer Vorbildung und Stellung. Ich glaube berechtigt zu sein, darüber meine Meinung zu sagen. Ich halte es für verhängnisvoll, wenn der bisherige Bildungsgang völlig über den Haufen geworfen wird; die Forderung beruht auf einer verständnislosen, an der Oberfläche haftenden Gleichmacherei. Die Gliederung eines Volkes nach Berufen, Klassen, Ständen bestand stets und wird immer bleiben.“ Und dann folgt eine glückliche Gegenüberstellung der akademischen und der Volksschullehrerbildung, bei der die Gleichwertigkeit dieser hervorgehoben wird. Auch ich bin immer dieser Anschauung gewesen, habe nur noch einen Abschluß der Seminarbildung in akademischer Form, der vor allem die Kenntnisse in der Kunde vom eigenen Volke zu erweitern und zu vertiefen ermöglichte, für die Begabteren verlangt. Gerade auf diesem pädagogischen Gebiete ist Schäfers Buch von größter Wichtigkeit; denn er spricht immer aus Erfahrung und hat doch den weiteren Blick, dessen die heutigen staatlichen Kulturpolitiker fast alle entbehren. Ich bin fest überzeugt, daß man, wenn die Periode der heutigen Experimentiererei mit dem unvermeidlichen Krache geendet hat, zu seinen gefunden Ideen zurückkehren wird.

Ueber Schäfers späteres Leben kann ich hier leider nur wenig berichten. Er ist nach Absolvierung des Seminars zunächst fünf Jahre Lehrer in Bremen gewesen, erst an der Ansharii-Kirchspielschule, also einer Volksschule, dann an einer Privatrealschule, und hat sich in dieser Zeit auf das akademische Studium vorbereitet, auch schon eine Reise nach England gemacht. Dann hat er in Jena, Heidelberg und Göttingen studiert: In Jena waren der Historiker Adolf Schmidt und Runo Fischer, in Heidelberg Treitschke und in Göttingen Georg Meißner von dem stärksten Einflusse auf ihn. Zwischen Heidelberg und Göttingen liegt die

Teilnahme am Kriege von 1870/71, die für ihn in der Schlacht bei Le Mans gipfelte. Nachdem er in Göttingen seinen Doktor bestanden, nahm er seine Lehrtätigkeit in Bremen wieder auf und kam nun allmählich in gründlichste Geschichtsstudien hinein. 1875 erhielt er von dem Hanfischen Geschichtsverein einen Preis für seine Arbeit „Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark“. In demselben Jahre verheiratete er sich mit einer Predigerstochter aus dem Lande Wursten und ward dann Lehrender an der Bremer Handelsschule. Seine Studien nötigten ihn auch zu allerlei Reisen, besonders nach dem Norden, und 1877 ward er darauf außerordentlicher Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Jena. Seine verhältnismäßig glänzende akademische Laufbahn soll hier nicht näher charakterisiert werden. Ich will nur bemerken, daß er in seinem Buche auch sehr hübsche Schilderungen des professoralen Lebens in Jena, Breslau, Tübingen (in die Tübinger Zeit fällt auch eine Zusammenkunft mit Bismarck), Heidelberg und Berlin, sowie noch mancher weiterer Reisen gibt — die moderne Prozederei war, wenigstens in der früheren Zeit, noch nicht im Professorenleben.

Für die letzten Abteilungen des Schäferschen Buches, wo vor allem seine politische Tätigkeit geschildert wird, ist meiner Ansicht nach unbedingt höhere geschichtliche Bedeutung in Anspruch zu nehmen, obgleich er im Vorwort ausführt, daß er sich nicht die Aufgabe gestellt, irgend etwas zu schreiben, was einer Geschichte der Vorgänge auch nur ähnlich sähe. Als Mitglied der großen nationalen Verbände hat er unermüdet für die wahrhaft deutschen Interessen, u. a. für die Durchführung des U-Bootkrieges, gearbeitet, die Männer der Zeit und die Verhältnisse gründlich kennen gelernt und doch auch manche wichtigen Ereignisse miterlebt. Ich weise hier nur auf den Bericht über die alldeutschen Bemühungen von 1916 hin, bei Kaiser Wilhelm II. auf Entlassung des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg hinzuwirken (S. 175), bei dem ein höchst merkwürdiges Verhalten des Kaisers ans Tageslicht tritt. Selbst von Hausjuchungen ist Schäfer, der auch der Vaterlandspartei angehörte, während des Krieges nicht verschont geblieben. Einmal machte er während desselben eine Reise auf einem Kriegsschiffe und stellte fest, „daß die Mannschaft wahrlich keinen Anlaß hatte, sich in ihrer Verpflegung gegenüber der Offiziersmesse zurückgesetzt zu fühlen“. Im Jahre 1919 schleuderte man ihm dann auch Handgranaten in seinen Garten hinein. Aber er hat sich nicht bange machen lassen, und er erklärt es zum Schlusse als den Leitstern seines Lebens, „daß der Deutsche seine Menschen- und Christenpflicht nur erfüllen kann im Dienst am Vaterlande.“ Das müssen auch alle Deutschen lernen. A. B.

## Der neue Brockhaus.

Fast alle Deutschen haben den Wunsch, ein Konversationslexikon ihr Eigen zu nennen, und ich möchte ihn doch nicht mit dem Goetheschen Spottverse: „Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen“ abtun: es steckt das gesunde Verlangen, sich gleich über Unbekanntes unterrichten zu können, oft auch tieferer Wissensdurst dahinter. Und auch wir Gebildeten kommen bei dem Lexikon immer noch auf unsere Rechnung. Um ein Beispiel zu geben: Vor einiger Zeit schrieb uns eine junge Frau, die wir als junges Mädchen gekannt, und die sich in Buenos Aires, wo ihre Eltern gelebt hatten, mit einem deutschen Lehrer verheiratet, sie käme nach Punta Arenas. Ja, Himmel, Punta Arenas! Ich hatte, obgleich ich in meiner Jugend ein fleißiger Geograph gewesen, keinen blauen Dunst mehr. Da gab uns das Konversationslexikon über diese südamerikanische, chilenische Hafenstadt an der Magellansstraße, die noch eine gleichnamige Kolonie in Costarica hat, hinreichend Auskunft: Wir lasen über ihren starken Schiffsverkehr, und daß die Umgegend reich an schönen Wäldern sei, deren Holz nach den Falklandinseln ausgeführt werde, und Roggen, Gerste, Erbsen, Kartoffeln und Kohl erzeuge (also keinen Weizen mehr). Natürlich jagen wir uns dann auch die Karte an und studierten auch noch etwas das Feuerland, und im neuen Brockhaus wurde

darauf festgestellt, daß die Stadt jetzt 20 000 Einwohner habe. Hier fanden wir auch ein Bild der Magellansstraße mit schneebedeckten Bergen im Hintergrunde. Kurz, es wurde ein ganz netter Unterrichtsabend.

Auch als Gelehrter kommt man um die Benutzung des Lexikons nicht herum. Wie ich hier schon einige Male berichtet, arbeite ich jetzt am III. Bande der großen Ausgabe meiner „Geschichte der deutschen Literatur“. Da fehlten mir nun bei vielen in den letzten Jahren Verstorbenen die genauen Todesdaten, weniger bei den Dichtern (denn bei denen kann man sie meist im „Literarischen Echo“ finden), aber vor allem bei den Gelehrten; denn der liebe Kürschner von 1922 wirft alle die Toten von 1917 an ganz vergnügt durcheinander, und der von 1924 ist auch noch nicht wieder auf der Höhe. So entschloß ich mich, mir den vierbändigen neuen Brockhaus — Brockhaus' „Handbuch des Wissens in vier Bänden“ ist der genaue Titel — zu kaufen, eben das neueste vollständig erschienene Konversationslexikon, und ich habe es nicht bereut. Freilich, die Fassung der einzelnen Artikel ist bei den vier Bänden — die alten Lexika haben ja meist 20 — sehr knapp, und auf meinem Spezialgebiete kann ich aus ihnen nur wenig lernen. Aber Auskunft erhält man als Laie doch, das absolut Notwendige ist auf allen Gebieten gegeben. Beispielsweise: Bei meinem alten Freunde Adolf Stern finde ich die Ausgabe, daß er eigentlich Adolf Ernst hieß, finde die wichtigsten Lebensdaten, finde erwähnt, daß er außer literaturgeschichtlichen Werken auch Gedichte, Romane und Novellen schrieb, finde sein Hauptwerk, die „Geschichte der neueren Literatur“ in sieben Bänden, und noch einiges andere, auch seine „Ausgewählten (dichterischen) Werke“ in sechs Bänden genannt und zum Schluß auch meine Schrift über ihn. Da kann man denn weiter. So ist es bei den meisten Dichtern und Schriftstellern. Gerhart Hauptmann hat 23, Otto Erler freilich nur 3 Zeilen, aber er ist doch da, während es eine eingehende Geschichte des deutschen Dramas fertig bringt, ihn, den bedeutendsten unserer lebenden Geschichtsdramatiker, einfach zu unterschlagen.

Die vier Bände des neuen Brockhaus sind (A—E) 736. (F—K) 748, (L—R) 764, (S—Z) 746 Seiten stark. Da die Seite groß und der Druck klein, wenn auch natürlich scharf und bestimmt ist, kann man sich von dem ungeheuren Reichthum des Werkes eine Vorstellung machen. Ich habe selbstverständlich nicht bloß die Literaturgeschichte, sondern auch andere Artikel angesehen und bin in der Regel befriedigt gewesen. Da ist z. B. die Darstellung des Weltkrieges, die nicht weniger als 24 Seiten umfaßt und mir zum ersten Male wieder ein volles Bild der großen Ereignisse, die wir miterlebt, an die wir aber nicht mehr gerne denken, gegeben hat. Der Artikel zerfällt in vier Hauptabteilungen: „Politische Vorgeschichte“, „Der militärische Verlauf“, „Der Friedensschluß“, „Das deutsche Wirtschaftsleben 1914—18“. Die zweite Abteilung, die eigentliche Kriegsdarstellung, hat nicht weniger als 42 Unterabteilungen. Auch sind doppelseitige Kartentafeln mit insgesamt 18 Darstellungen dabei. Die Ausführung über die letzten kriegerischen Ereignisse lautet: „In den letzten Septembertagen trat die Entente zu neuem Angriff an. Die deutsche Mitte sollte in der Richtung St. Quentin—Douai durchbrochen werden, die Flügel sollten über Grandpré—Laon und Lille—Gent den Feind zusammendrängen und einschließen. Indem die deutsche Führung im Laufe des Oktobers auf den Flügeln zähen Widerstand leistete und gleichzeitig im Zurückgehen den Gesamtbogen der deutschen Front abflachte, parierte sie die Einkreisungsabsicht und führte bis zum 4. November das Heer in die Antwerpen—Maas-Stellung zurück.“ — Die Darstellung der gesamten deutschen Geschichte ist verhältnismäßig knapp, sie umfaßt noch nicht ganz vier Seiten; von diesen sind aber 1½ den Ereignissen seit der Thronbesteigung Wilhelms II. gewidmet. Ich finde auch hier die notwendige Exaktheit: „Prinz Max beseitigte durch Verfassungsänderung die Kommandogewalt des Kaisers und machte der Entente ein Waffenstillstandsangebot, das am 11. November 1918 unter schweren Bedingungen für Deutschland angenommen wurde. Nach vorhergegangenen Meutereien, besonders in der Marine, brach 8. bis 9. November die Revolution aus, die zur Abdankung des Kaisers, der sich nach Holland begab, zum

Rücktritt des Prinzen Max, an dessen Stelle der Sozialdemokrat Ebert trat, zur Ausrufung der deutschen Republik und zur Bildung einer provisorischen Regierung unter den Sozialdemokraten Ebert, Haase, Scheidemann usw. als Volksbeauftragten führte.“ Die Kommentare werden schon noch geschrieben werden, sind es zum Teil schon.

Zum Schluß wollen wir dann noch den reichen Bilder- und Kartenschatz des neuen Brockhaus' hervorheben. Im besondern ist ein ungeheurer Reichtum von kleinen, illustrierenden Bildern im Text geschaffen worden, wie ihn bisher wohl noch kein Lexikon hatte. Die statlichen, zum Teil farbigen Tafeln fehlen aber auch nicht. Als gute neue Gatte möchte ich es bezeichnen, daß die Karten auf der Rückseite fast alle kleine Anschauungsbilder der auf ihnen enthaltenen Landschaften und Städte haben, oft ein Dutzend sehr charakteristische. — Jedenfalls ist der neue Brockhaus ein sehr gutes Nachhilfsbuch für die Zeit, wo die großen Lexika noch fehlen. Wer er wird, für die weniger Kaufkräftigen, auch später noch von Bedeutung sein. A. B.

## Neue Bücher

Gerhart Hauptmann: Die Insel der Großen Mutter oder Das Wunder von Ile des Dames. Eine Geschichte aus dem utopischen Archipelagus (S. Fischer, Verlag, Berlin). Dieser Roman ist das schwächste aller Hauptmannschen Werke und wird sehr viele rechte Deutsche zur endgültigen Abkehr von ihm veranlassen. Zwar in der „Literatur“ hat ihn E. F. W. Bohl sehr gelobt („zwingende Konsequenz“, „lebenerweckende Anschauung“, „hohes Kunstwerk in jenem Sinne, der Kunst als ein magisch bedeutendes Spiel zwischen Tag und Traum offenbart“), aber wer des alten Johann Gottfried Schnabel „Insel Felsenburg“ gelesen hat, der lacht darüber: Hauptmanns Werk ist weiter nichts als eine im ganzen mißlungene Nachahmung dieser großen deutschen Robinsonade. Gewiß, die Idee der Darstellung eines modernen reinen Frauenstaats ist nicht übel, und man kann nicht bestreiten, daß für sie Ernst und Sinnen in gleicher Weise in Betracht kommen, aber was Hauptmann gegeben hat, ist alles Spielraum, der durch das Streben Hauptmanns, auch überall seine tiefe Bildung herausleuchten zu lassen, nur noch komischer erscheint. Ich zitiere hier Hauptmanns Charakteristik seiner Lieblingsgestalt Laurence, die Bände spricht: „Dieses Wesen war in der Hauptsache nicht anders zusammengesetzt, als es bei einem gebildeten Europäer gewöhnlich ist. Antike und christliche Elemente, wozu nicht nur die indische, sondern auch andere kamen, sakrale und profane, verbanden sich mit dem spezifisch Weiblichen und allgemein Menschlichen in ihr. Allein, die große, zusammenfassende Art ihrer Einmaligkeit brachte eine besondere und köstliche Verschmelzung hervor.“ Köstlich ist auch das sozialistische Bekenntnis Hauptmanns zur „Hand“: „Es ist nicht zu unterschätzen, was in Finsternisland (Europa!) eintreten wird, wenn die Hand aus dem Stande der Verachtung in den höchsten Adelsstand erhoben sein wird. Erst dann wird die Menschheit nicht mehr von düsterhaften Narren (!), sondern von einem wohlbegründeten Bewußtsein geleitet sein. Von der Schöpfung dieses Bewußtseins an wird man das Werden einer Adelsmenschheit erleben, ein Werden, das uns der in dem Europa Finsternislands so märchenhaft zutage tretenden Erfolge der denkenden Hand nach und nach würdig machen wird.“ O, wir alten Deutschvölkchen haben die Hand immer schon sehr geschätzt, nicht bloß die arbeitende, sondern auch die Schafstöpsel und Galanten im richtigen Augenblick die notwendige Ohrfeige verlehnte. A. B.

Edith Gräfin Salburg: Hochfinanz. Roman. (Hammer-Verlag, Th. Fritsch, Leipzig.) Die Gräfin Edith Salburg wurde vor einiger Zeit in nationalen Zeitungen angegriffen, weil sie sich zu dem Buche Emil Ludwigs über Wilhelm II. bekannte, ohne zu ahnen, daß der Verfasser ein Sohn sei. Ich habe mich nicht sonderlich darüber aufgeregt: auf eine gelegentliche Extrazugang muß man bei österreichischen Aristokratinnen gefaßt sein. Im übrigen ist die Gräfin eine sehr kluge und lebenserfahrene Dame mit einem nicht unbedeutenden dichterischen, allerdings etwas sensationell gerichteten Talente. Unter ihren Romanen, von denen ich eine Anzahl kenne, ist „Hochfinanz“ der geschlossenste und wirkungsvollste. Er gibt die Geschichte einer aristokratisch-jüdischen Mischehe, vor allem die Schicksale der dieser Ehe entsprossenen beiden Kinder, von denen sich die kluge Tochter rückhaltlos dem Judentum zuwendet, während der ideal angelegte Sohn, in dem das arische Blut vorwiegt, nach schweren Erlebnissen mit einer katholisch gerichteten jüdischen Frau zu Grunde geht. Sein eigener Oheim, ein amerikanisch-jüdischer Finanzmann größten und schlechten Stils, tötet ihn, als er seine Geschäftsmanipulationen aufzudecken droht. Das ist der aller-

dings sensationelle Ausgang, aber die Gesamthaltung des Buches ist nicht sensationell: die österreichisch-internationalen Zustände und Menschen werden mit großer Ruhe und Klarheit geschildert, und man erhält ein sehr gutes Bild der Entwicklung vor dem Weltkrieg. Gewissermaßen ist dieser österreichische Junfer-Roman die notwendige Ergänzung zu dem preußischen „Maccabäus Stern“ von Hans von Salkwedel und muß wie dieser in ganz Deutschland gelesen werden. A. B.

Heinar Schilling: Das Königslied. Erster Teil: Skaldungen. Erstes Buch: Fahrt in Unheil. (Im Verlag des Hochstifts für deutsche Art, 1925.) Was die Dichtung will, steht deutlich im Vorpruch:

„Jahrtausend schwand, die Kraft verblies  
Und dunkel ward das Volk im Land.  
Was einst die Norne uns verbleh:  
Des hellen Blutes Macht, sie schwand.

Nicht hallt der Könige Ruf im Feld,  
Nicht strebt des Reiches stolzer Bau.  
Umgittert von der Dunkelwelt  
Bricht auf in uns der Zukunft Schau.

Zum Pfluge greife, blonde Kraft!  
Zu Schiffe steigt! Die Segel rafft!  
Denn Meer und Ackererde schafft  
Dem Weltenbaume neuen Saft.

Dann werden Söhne euch ersteh'n,  
Die auf der Urart Pfaden geh'n,  
Bis einst das helle Blut der Macht,  
Das Nordlicht dieser Welt, erwacht.

Dann brauset aus dem Ueberfluß  
Des Nordgeists mächtiger Beschluß,  
Und formt die Welt, beherrscht das Land,  
Dies ist der Ruf, den ich erfand.

Dies ist des Königsliedes Sinn,  
Der Urzeitfrage Blutgewinn,  
Das hohe Lied von Tod und Ruhm,  
Beginne, Sang vom Heldenium!“

Die zehn als „Nächte“ bezeichneten Gefänge behandeln die Schicksale der nordischen Könige Sköld, Dan, Lothar und Hunli, Sigtryg und Sköld II., sehen sie aber mit der Gehehliche der südlicheren Germanen, dem Zug der Cimbern und Teutonen und dem Reichsgründerversuch Arivists, in Verbindung. Man darf wohl annehmen, daß eine vollständige poetische Germanengeschichte das große Ziel des Dichters ist. Die Behandlung ist natürlich von der Edda her beeinflusst, erinnert aber auch etwas, zumal durch den steten Wechsel der Formen, an die der Frithjofage. In persönlichen Einleitungs- und Zwischenbemerkungen fehlt es nicht. Wir werden das Werk ausführlich behandeln, sobald einige weitere Teile vorliegen. Die Ausstattung des Buches ist prächtig. A. B.

## Aus Zeitschriften und Zeitungen

Stresemann als Historiker. Aus wird vom 31. Januar aus Dresden berichtet: Auf Einladung des Ausschusses für geistige Interessen der Studentenschaft der Technischen Hochschule hielt heute Reichsminister des Außern Dr. Stresemann im Studentenhaus über das Thema: „Akademische Jugend und deutsche Zukunft“ eine Rede, in der er u. a. ausführte: Neben dem parteipolitischen Leben und Treiben wird das Fühlen eines Volkes durch die unwägbareren geistigen Kräfte der Nation bestimmt, die ihr Denken in den großen und grundlegenden Fragen leiten. Größer als gegenwärtig in der deutschen Studentenschaft war in der alten Zeit die Tradition des Reichsgefühles, als es sich in den Landsmannschaften im Ausland zusammenfaßte und den Begriff der deutschen Studentenschaft zum erstenmal vertrat. Die Studentenschaft gab großen Bewegungen ihre Färbung, in den Freiheitskriegen ebenso wie bei Langemart im Weltkrieg. Sie war die Trägerin eines starken politischen Einheits- und Freiheitsgedankens in jenen Zeiten, der über die Paulskirche zum einigen Deutschen Reich geführt hat. Nach der Reichsgründung begann ein Abflauen des politischen Interesses und eine politische Sterilität, die parallel ging mit der des deutschen Bürgertums. Diese Inaktivität ist in der deutschen Entwicklung sehr bedauerlich gewesen. Dem politischen Denken der Arbeiterschaft, die sich immer mehr den Ideen des Sozialismus zuwandte, stand das apolitische Empfinden der bürgerlichen geistigen Schicht gegenüber. Unausgeglichen gingen beide in den großen Weltkrieg hinein. Diese Unsicherheit ist es nicht zum geringsten gewesen, die dazu geführt hat, daß die Niederlage in eine Revolution ausmündete. Die deutsche Studentenschaft war an der November-Revolution nicht beteiligt. In der Geschichte ist es selten der Fall gewesen, daß die Um-

wälzung eines Staates ohne die studentische Jugend vor sich ging. Darin liegt die große Schwäche dieser Bewegung, die sich nur durchsetzen konnte, weil das Alte und Bestehende eine noch größere Schwäche zeigte und sich nicht zur Verteidigung seiner Ideale erhob und die Kräfte, die ihm dafür zur Verfügung standen, nicht aufrief. Nach der Umwälzung wurde die Studentenschaft in die schwere soziale Not hineingeworfen. Sie sah das Reich außenpolitisch ohnmächtig und innenpolitisch zerklüftet. Sie sah die Umwälzung aller ethischen Begriffe und all die bizarren Erscheinungen nach dem Jahre 1919. Daher ist es verständlich, daß es ihr schwer wurde, eine einheitliche Haltung gegenüber dem heutigen Staat einzunehmen. Mehr und mehr wuchs in ihr die Unlust sowie eine starke Neigung zum Regieren des Neuzewordenen und ein Sichgenügnissen an den Zuständen der Vergangenheit. Demgegenüber darf sie nicht das eine vergessen: Der heutige Staat und seine Verfassung sieht den Reizen, der das deutsche Volk zusammengehalten hat, Tradition und Macht, die ihm früher das Leben gesichert und gewahrt haben, dahingeshwunden.

(Wie alles was Stresemann an „Wissenschaftlichem“ von sich gibt ist auch diese Ausführung nur halbbrichtig. Gewiß gab es nach 1870 im deutschen Bürgertum Sterilität, aber die völkische Bewegung war doch auch schon da und hat sich, zumal auch in der Jugend, stetig weiterentwickelt. Treitschke, Lagarde, der Reichsbranddeutsche, Friedrich Lange usw. hatten immer ihre starke Anhängerenschaft, ebenso die antisemitische Bewegung mit Stöcker, Liebermann von Sonnenberg usw. Schon 1893 bekam ja die antisemitische Reformpartei 16 Abgeordnete, und es wäre unzweifelhaft tüchtig weitergegangen, wenn nicht die Vera Wilhelmis II. durch Schuld der höheren Kreise den Juden die Macht gebracht hätte. Immerhin hat sich der „Verein deutscher Studenten“ bis auf diesen Tag erhalten, und Reichsaußenminister Stresemann täuscht sich sehr, wenn er die heutige völkische Jugend auf ein Sichgenügnissen an den Zuständen der Vergangenheit festlegen zu können glaubt. Allerdings ist der heutige Staat ohne Tradition und Macht, aber das ist die Schuld der führenden Leute seit 1918. Würde Hindenburg oder ein anderer Reichspräsident einmal (und die Koalitionswirtschaft könnte dazu zwingen) einen völkischen Führer zu berufen wagen, so könnte da sehr rasch eine Aenderung eintreten. Man begeht einen großen Fehler, wenn man die völkische Bewegung immer nach den paar völkischen Reichstagsabgeordneten beurteilt; sobald einer ihrer Führer Macht erhält, umfaßt sie Millionen Deutscher.)

Thomas Mann, bekanntlich jüdisch verheiratet, hielt im Januar in der Pariser Carnegie-Stiftung einen Vortrag. Die „Deutsch-österreichische Tageszeitung“ bemerkt dazu, daß dieser Vortrag Thomas Manns sich ähnlichen Veranstaltungen würdig anschließt. Die deutschen Pazifisten veräumen keine Gelegenheit zur Blamage. Dieses Liebeswerben um Frankreichs Gunst ist von einer unsagbaren Widerwärtigkeit und überdies ganz zwecklos. Noch ist die Angelegenheit mit dem Kranz der deutschen Pazifisten am Grabe des „Unbekannten Soldaten“ in frischer Erinnerung, noch ist der Lärm der rumänischen Demonstration gegen den im Kriege so kampflustigen Alfred Kerr kaum erst verhallt, und schon wartet Thomas Mann mit einer neuen Bleistiftstellung Deutschlands auf. Wenn sich die Herren die Annäherung an Frankreich so vorstellen, daß Deutschland den Staub vom französischen Kürassierstiefel abkratzt, so werden sie mit ihrem sonderbaren Liebeswerben allein bleiben, trotz des ungeheuerlichen Versuches, die Meinung Deutschlands der Welt gegenüber durch Ausschluß aller kritisch eingestellten Berichterstatter zu fälschen. Die Ueberzeugung, daß Frankreich nur vor einem starken, aufrechten Deutschland Achtung empfinden kann und wird, ist schon zu tief im deutschen Volke verankert, als daß diese leuchtendsten Bemühungen noch dauernden Erfolg haben könnten. Daran ändert auch die sonderbare Stellungnahme der Pariser deutschen Botschaft nichts, keine Presse-Empfänge, bei denen Herr von Hoersch für den Vortrag Manns Stimmung macht, und seine Abendessen, an denen Mann und Kerr den französischen Kriegsminister flankieren“.

Jakob Wassermann als Abschreiber. In der Chicagoer Wochenzeitung für Politik, Kunst und Literatur „Die Neue Zeit“ vom 5. Dezember finden sich folgende bemerkenswerten Aufschlüsse über Jakob Wassermann, die besonders für Deutschland, wo der Jude Wassermann als Romanschriftsteller vielfach überschätzt worden ist, von großem Werte sein dürften. In der erwähnten Zeitschrift heißt es wörtlich: „Daß Jakob Wassermann, einer der hervorragendsten Romanschriftsteller des gegenwärtigen Deutschland, seinen Unsterblichkeitsdurst auch aus verbotenen Quellen zu löschen verstand, geht aus einem Aufsatz Dr. Arpad Steiners von der Marquette Universität, Milwaukee, Wis., im Oktoberheft des von Professor Dr. Julius Goebel herausgegebenen „Journal of English and Germanic Philology“ hervor. Aus diesem „William S. Prescott und Jakob Wasser-

mann“ überschriebenen Essay des uns zugehenden Heftes ersehen wir, daß Wassermann seine Novelle „Das Gold von Cayamalca“ zu drei Vierteln aus Prescotts „The Conquest of Peru“ fastbütlich abgeschrieben, resp. buchstäblich überetzt hat, ohne auch nur mit einem Augenwinkeln anzudeuten, daß er diese neue Blume in seinem Ruhmeskranz auf der amerikanischen Prärie anstatt in dem eigenen Rosarium gepflückt, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß die Quelle, wenigstens in Deutschland nicht, so leicht entdeckt werden würde.“ Die vergleichenden Gegenüberstellungen von Textauszügen in deutscher und englischer Version bestätigen die von Doktor Steiner erhobenen Beschuldigungen des Plagiats. (Natürlich hat man Wassermann dann entschuldigend, ich weiß nicht mehr wie — Gott, ein Jude darf doch alles tun.)

## Kürzere Mitteilungen

Zum Fall Hauser. Da jetzt völkische Zeitschriften wie das „Jüngere Deutschland“ des Herrn Jürgen von Ramin und die „Deutsche Wochenschau“ des Herrn Hans Weberstedt nichtswürdige Schmähartikel des Herrn Otto Hauser (mit dem ich persönlich vollständig fertig bin, vgl. „Deutsches Schrifttum“, Oktober 1925) gegen mich aufnehmen, sehe ich mich zu folgender Erklärung genötigt: Ich habe den Herrn Otto Hauser nicht, wie er und seine Freunde behaupten, eines jüdischen Bluteinschlages verdächtigt, sondern nur meine Ueberzeugung ausgesprochen: „Daß er Judenblut hat, ist jetzt mein Glaube, beweisen kann ich's nicht, aber ich mußte die Frage erörtern, da er in seinen Werken unzweifelhaft Judenpropaganda treibt.“ Tatsachenbehauptung und Ueberzeugungslüge sind zwei verschiedene Dinge. Für die Begründung meiner Ueberzeugung scheinen mir die folgenden fünf Punkte ausreichend: 1. Hauser hat seinen Roman „Spinoza“ zuerst in der „Frankfurter Zeitung“ drucken lassen; 2. Hauser macht in diesem Roman den großen deutschen Leibniz im Gegensatz zu Spinoza lächerlich; 3. Hauser bringt in seinen Rassewerken Goten, Gotti und Juden zusammen (was für jeden germanisch empfindenden Menschen eine Ungeheuerlichkeit ist); 4. Hauser erklärt in seiner „Geschichte des Judentums“, daß Heine, so fern ihm dessen Art als Dichter sei, so nahe ihm, dem Blondling, als Blonder stehe, und stellt die Verachtung all der krummen, wimmelnden Gemeinheit rings um ihn her als das vorwiegende Gefühl dieses jüdischen Schweinehundes hin; 5. Hauser nimmt in seinem Buche „Rasse und Kultur“ für den alten Rothschild, Baron Hirsch, Baron Ginsburg, Bethel Strausberg und Bosel und Castiglioni in Wien die Bezeichnung Genie in Anspruch. All das (es wären aber natürlich noch viele andere Dinge anzuführen) kann meiner Ueberzeugung nach, die übrigens von vielen anderen Deutschen geteilt wird, kein deutscher Mensch. Auch die Art der Polemik Hausers gegen mich macht mir einen ausgesprochen jüdischen Eindruck.

Karl Riese. Einen der verdienstlichsten Vorkämpfer für reine, edle und unverfälschte Deutschtum, der Schöpfer des Gedankens einer vom Golde freien deutschen Währung und Wegbereiter der völkischen, politischen und wirtschaftlichen Gesundung Deutschlands, der Volkswirt Karl Riese zu Göttingen, beging am 19. d. Mts. seinen 65. Geburtstag. Wir machen hier nochmals auf sein wertvolles Buch „Der völkische Neuaufbau Deutschlands, die Wiederaufrichtung des deutschen Volksgedäudes unter germanischem Rechte“ aufmerksam. Preis 2 M. Zu beziehen durch die „Völkische Gemeinschaft“, Göttingen, Postfach 43 879, Hannover, gegen Einzahlung des Betrages.

Else Lasker-Schüler feierte am 11. Februar ihren 50. Geburtstag. „Längst rechnet ihre Generation ihre Werke zu ihrem Besitze, aber auch ein Teil der Jugend verehrt in ihr eine große Dichterin der Gegenwart“ — sagten die Judenblätter. In Wirklichkeit kümmert sich kaum ein Deutscher noch um sie. Ihr gesamtes Schaffen erschien in 12 Bänden im Verlage von P. Cassirer (Berlin).

Deutscher Roland, Verein für deutsch-völkische Sippenkunde zu Berlin, e. V. Zweck: Die Pflege der Sippenkunde in das arische und deutschgesinnte Bürgertum und den deutschen Adel deutscher Art zu tragen und eine möglichst enge Verbindung der Freunde der Ahnenforschung, Blutsreinheit und Sippenpflege herbeizuführen. Beitrag: Jährlich 12 Rm. oder halbjährlich 6 Rm. Eintrittsgeld 3 Rm. Vereinsmitteilungen im „Deutschen Roland“ (kostenlos); erscheinen in zwangloser Folge. Beitrittserklärungen sind mit der Versicherung, von jüdischem und farbigen Bluteinschlusse frei, auch nicht mit einer Frau solchen Blutes verheiratet zu sein, zu richten an den ersten Schriftführer des „Deutschen Rolands“ Herrn Major z. D. Wipert Freiherr von Lüchow, Berlin W 30, Luitpold-Straße 19.